

## Mythos 1: Mai- und Junikinder sind im Nachteil

Ja – aber. Die Überlegung hinter dem Mythos ist so einfach wie erschreckend. Erstens: Wer kurz nach dem Einschulungsschichttag 30. Juni geboren wird, kommt im Regelfall später auf die Grundschule und ist am Ende der vierten Klasse schon fast elf Jahre alt. Diese Kinder haben größere Aussichten auf eine Gymnasialempfehlung als die bis zu elf Monate jüngeren Mitschüler in derselben Klasse – das haben zwei Wirtschaftswissenschaftler festgestellt. Um 8 Prozentpunkte höher ist demnach, verglichen mit Mai- und Junikindern, die „Gymnasialempfehlungsquote“ von Kindern, die im Juli und August geboren werden. Zweitens: Wer auf ein Gymnasium geht und die Abiturprüfung besteht, nimmt häufiger ein Studium auf als andere. Drittens: Wer einen Hochschulabschluss hat, verdient in Deutschland im Durchschnitt rund 30 Prozent mehr als ein Nichtakademiker. Ob karrierebewusste Eltern danach ihre Familienplanung ausrichten sollten? Hendrik Jürges, einer der beiden Forscher, rät zu Gelassenheit: Bis zur neunten Klasse verringere sich der Geburtstags-Effekt auf 4 Prozentpunkte, unter Dreißigjährigen habe er sich vollends verflüchtigt. „Ich war selbst überrascht, dass unser Bildungssystem durchlässig genug dafür ist.“

## Mythos 2: Je einfacher der Name, desto besser

In diesem Punkt herrscht Einigkeit: Ja, so ist es. Das beginnt schon mit dem Vornamen. Forscher der Universität Chemnitz haben herausgefunden, dass Menschen mit modernen und zeitlosen Vornamen – etwa Hannah oder Anna, Felix oder Andreas – intelligenter eingeschätzt werden als solche mit altmodischen Namen. Zu Letzteren zählen die Chemnitzer etwa Petra und Heiko. Zu ähnlichen Befunden kam die Universität Oldenburg nach einer Befragung von Grundschullehrern: Bestimmte

## Macht Musik schlau? Hängt der Aufstieg vom Geburtsdatum ab? Es gibt viele Faktoren, die angeblich Einfluss auf die Karriere haben.

Doch nicht an jedem Mythos ist etwas dran.

## Von Sebastian Balzter und Julia Löh

Vornamen rufen demnach Vorurteile hervor. Anführer der Negativ-Rangliste der Oldenburger ist Kevin. Mit diesem Namen würden viele Lehrer Verhaltensauffälligkeiten assoziieren. Die britische Barclays Bank hat sich vor einigen Jahren angeschaut, welche Vornamen unter ihren 60 000 Top-Kunden (mit einem Jahresverdienst von mehr als 100 000 Pfund) am häufigsten vorkommen. Unter den Männern waren es David, John und Michael, unter den Frauen Susan, Elizabeth und Sarah. Auch der Nachname ist nicht zu unterschätzen. Die Kölner Namensagentur Endmark hat die Ergebnisse der Bundestags- und Landtagswahlen der vergangenen 30 Jahre analysiert und festgestellt: Doppelnamen sind ein Hindernis. Sie stünden für Betulichkeit und Engstirnigkeit. Wer sich schon nicht für einen Namen entscheiden kann – wie will er dann Entscheidungen treffen, die Millionen betreffen?

## Mythos 3: Latein hilft beim Aufstieg auf der Karriereleiter

Höchstens „cum grano salis“, wie Altsprachler mit Plinius dem Älteren sagen würden – nur unter Einschränkungen also –, hält dieser Mythos der näheren Betrachtung stand. Latein sei Europas Muttersprache, werben humanistische

Gymnasien, der Schlüsse zu Geschichte, Philosophie und Redekunst, die perfekte Grundlage für späteren Unterricht in den Tochtersprachen Französisch, Spanisch und Italienisch. Außerdem trainiere die logische Grammatik des Schulleitens die Analysefähigkeit, was sich als positiver Nebeneffekt auch auf das mathematische Verständnis auswirke. Latein, ein Allzweckmittel? Die Lernforschung hält den Lorbeer für nicht gerechtfertigt: Im Spanischunterricht tun sich Lateiner sogar schwerer als Schüler mit Französisch-Kenntnissen, hat Elsbeth Stern von der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) Zürich herausgefunden. Fleißiger und aufmerksamer sind Altsprachler ihr zufolge auch nicht. Trotzdem haben sie es womöglich beim Aufstieg leichter – weil ihre Eltern mit großer Wahrscheinlichkeit auf Bildung insgesamt Wert legen. Und weil manche Arbeitgeber auch noch fast 2000 Jahre nach Plinius Tod das Latein als Ausweis besonderer Fähigkeiten und Eintrittskarte zur besseren Gesellschaft anerkennen.

## Mythos 4: Gutes Aussehen fördert die Karriere

Jein. Zwar hat erst kürzlich wieder eine Forsa-Umfrage ergeben, dass 95 Prozent der Deutschen – Männer wie Frauen, Junge wie Alte – der Ansicht sind, dass gutes Aussehen die Karrierechancen im Beruf verbessert. Auch Personalberater betonen immer wieder, dass gutes Aussehen nötig sei, um beruflich Erfolg zu haben. Wobei sie das nicht mit Modelmaßen gleichsetzen, sondern mit einer positiven Erscheinung: gute Frisur, gute Kleidung, gute Schuhe, sympathisches Auftreten, Charisma. Wer dagegen aussieht wie Barbie oder Ken, hat es gelegentlich sogar eher schwerer als Durchschnittstypen: Zu gutes Aussehen schreckt ab, hat eine Studie der University of South Australia ergeben. In Einzelhandelsgeschäften seien hübsche junge Verkäuferinnen nur bedingt ein Erfolgsmodell –

zumindest dann, wenn der Händler vor allem Frauen als Zielgruppe im Visier hat. Denn Menschen vergleichen sich stets mit anderen, um sich selbst einschätzen zu können. Und sie mögen es gar nicht, wenn ihr Gegenüber, etwa die Verkäuferin im Schönheitstempel, offenkundig viel besser aussieht als sie selbst. Das könne dann eher zu einem Vermeidungsverhalten – sprich Flucht – führen, berichten die Forscher.

## Mythos 5: Mozart im Kindesalter macht schlau

Stimmt nicht – auch wenn der amerikanische Bundesstaat Georgia 1998 beschloss, allen Neugeborenen eine CD mit klassischer Musik zu schenken, um damit ihre mathematischen und technischen Talente zu fördern. Auch Sprachen lernen Kinder angeblich leichter, ebenso wie Instrumente zu spielen, weil dies positive Auswirkungen auf die

## Der amerikanische Bundesstaat Georgia beschenkt Babys sogar mit klassischer Musik, um ihre technischen Talente zu fördern.

neuronalen Struktur des Gehirns hat. Als „MozartEffekt“ sind diese Annahmen bekannt geworden, die auf Anfang der neunziger Jahre veröffentlichte Untersuchungen der Kognitionswissenschaftlerin Frances Rauscher zurückgehen und seitdem zur Entstehung einer veritablen Bildungsindustrie beigetragen haben. Doch was die frühere Konzertcellistin festgestellt hatte – dass Studenten in Tests besser abschnitten, wenn ihnen zuvor Mozart vorgespielt wurde – lässt sich nicht zur Gleichung „Mozart macht schlau“ ausweiten. Eine

umfangreiche Studie des Bundesbildungsministeriums kam stattdessen zu ernüchternden Ergebnissen: Musikstudenten sind nicht intelligenter als andere Studenten, und intensiver Musikunterricht hat kaum Effekte auf andere Fächer. Für die emotionale, ästhetische und soziale Bildung mögen Klavierunterricht und Konzertbesuche förderlich sein. Zu besseren Noten führen sie nicht. Georgia hat das Mozart-Experiment 2002 wieder aufgegeben.

## Mythos 6: Rechtshänder haben es leichter

Falsch. Kaum malt oder schreibt ein Kind mit der linken Hand, folgen schon die mahnenden Worte mancher Eltern oder Lehrer: „Schreib rechts!“ Warum? In einer Welt, die auf Rechtshänder ausgerichtet ist, kommt man besser zu recht, wenn man sich der Mehrheit anpasst, so der Gedanke dahinter. Neun von zehn Menschen sind Rechtshänder. Und in vielen Unternehmen sind Maschinen so ausgerichtet, dass Rechtshänder gut damit klarkommen. Doch Wissenschaftler halten wenig vom kramphafter Umerziehen. Linkshänder, die mit der rechten Hand schreiben, belasten ihr Gehirn mehr als natürliche Rechtshänder. Die Gehirnaktivität umgeschulter Linkshänder ist auch zehn Jahre nach der Umschulung noch deutlich stärker. Die Folge: Man ist schneller erschöpft, kann sich schlechter konzentrieren. Zu den prominentesten Beispielen dafür, dass man es auch als Linkshänder bis an die Spitze schaffen kann, zählt der amerikanische Präsident Barack Obama. Unvergessen der Moment, als er das erste Mal vor laufenden Kameras zu seiner Unterschrift ansetzte – mit links, in der typischen Hakenhaltung, in der sich das Handgelenk von oben um das Geschriebene herum biegt. Für den Friedensnobelpreis hat es trotzdem gereicht.